

WAS HEISST UND ZU WELCHEM ENDE STUDIERT MAN ...
EUROPÄISCHE GESCHICHTE?*

UTE FREVERT

Es geht nicht ohne Schiller in diesem Jahr. Und selbstverständlich fühlen sich auch Historiker befugt mitzureden. Immerhin war Friedrich Schiller Professor für Geschichte an der Universität Jena, wo er im Mai 1789, zwei Monate vor dem Sturm auf die Bastille, seine Antrittsvorlesung hielt. Sie trug den Titel „Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?“.

Ich habe mir erlaubt (wie schon manche vor mir), den Titel zu kopieren – und abzuwandeln. Schiller sprach 1789, ganz im Tenor seiner Zeit, über Universalgeschichte, ich spreche, ganz im Tenor unserer Zeit, über europäische Geschichte. Es hätte allerdings, das räume ich sofort ein, durchaus zum Zeitgeist gepasst, den Titel beizubehalten. Schließlich hat auch Universalgeschichte, oder besser: Weltgeschichte, Globalisierungsgeschichte, heute wieder einen guten Klang – auch und gerade in Berlin, auch und gerade am Wissenschaftskolleg.

Ich will das, wie gesagt, gern zugeben und unterstützen – aber trotzdem spreche ich über europäische Geschichte. Dafür gibt es zwei Gründe. Erstens: Europäische Geschichte ist nicht nur ein Weniger (in Bezug auf die Welt), sondern vor allem ein Mehr – verglichen mit dem, was Historiker der Moderne gemeinhin treiben, nämlich Nationalgeschichte. Zugleich aber bleibt sie an Nationalgeschichte und deren klar identifizierbare Akteure zurückgebunden. Darin liegt ein Charme der Konkretion, der ihr gut tut. Zweitens: Europäische Geschichte ist ein heißes Eisen. Sie bleibt, affirmativ oder kritisch, an das europäische Einigungsprojekt gebunden und bezieht, ob sie das will oder nicht, Position. Sie wird, selbst wenn sie nicht teleologisch vorgeht, auf ein bestimmtes Ende hin gelesen: Was verbindet uns als Europäer, was trennt uns? Wer gehört warum zu uns, wer nicht?

Das ist nicht jedermanns *cup of tea*. Aber es hat, um mit Max Weber zu sprechen, schon jetzt eine „Kulturbedeutung“, die in den nächsten Jahren eher wachsen als zurückgehen

* Vortrag am Wissenschaftskolleg zu Berlin am 23. Februar 2005.

wird. Deshalb packe ich Europas Stier gewissermaßen bei den Hörnern – und mache einen Vorschlag, wie ich europäische Geschichte schreiben würde, wenn ich könnte. Dahinter steckt eine dreifache Motivation: eine politische – immerhin bin ich Bürgerin und damit Mitgestalterin Europas; eine persönliche, die auf wichtigen biographischen Erfahrungen beruht; und, drittens, eine professionelle Motivation, die sich verstärkt hat, seit ich in den USA arbeite.

Aus diesem neuen Arbeitsleben möchte ich eine Anekdote erzählen. Zu meinen angenehm spärlich bemessenen Dienstaufgaben gehört es, für die *undergraduates* eine Vorlesung über moderne deutsche Geschichte zu halten. Die erste Sitzung begann ich, ganz auf der Höhe der Zeit, mit einer PowerPoint-Vorführung diverser nationaler Stereotype und Erinnerungsorte – vom Mauerfall über das Oktoberfest bis hin zu Stacheldraht und Soldaten in Marschkolonnen. Anschließend fragte ich die Studenten, ob ihnen sonst noch etwas zu Deutschland einfiel. Es folgten ein paar weitere Stereotype, die gut in meine Sammlung hineinpassten: Würstchen, Volkswagen, Neuschwanstein. Dann meldete sich eine junge Frau, und ihr Beitrag ließ mich aufhorchen: Deutschland, meinte sie, identifiziere sie mit der blauen Europaflagge.

Das kam überraschend, und ich war so verduzt, dass ich noch einmal nachfragte. Die Studentin blieb dabei, blaue Farbe und zwölf goldene Sterne, ein Teil Europas, das sei Deutschland für sie. Eigentlich ein schönes Bild, deutlich angenehmer als Stacheldraht und Soldaten. Aber worauf beruht es? Bei näherem Hinschauen wirkt es nicht mehr ganz so weit hergeholt. Was sieht eine Amerikanerin, wenn sie auf dem Frankfurter oder Münchner Flughafen ankommt? Bei der Passkontrolle hat sie die Wahl, sich unter „EU-Bürger“ oder „Andere“ einzuordnen; unterstrichen wird diese Alternative durch die Anwesenheit oder Abwesenheit der Europaflagge. Die deutschen Farben dagegen tauchen nicht auf, nicht einmal auf den Nummernschildern der Autos. Wo sie flattern, vor öffentlichen Gebäuden, wehen sie Seite an Seite mit dem blauen Tuch. Ein weiteres, überaus machtvolles Indiz der Europäisierung ist der Euro; gerade für Nichteuropäer ist es immer noch schwer vorstellbar, dass er die nationalen Währungen so ganz und vollends ersetzt hat. Eine amerikanische Freundin fragte mich neulich, ob man denn mit French Euros auch in Deutschland bezahlen könne ... Und ein letzter Hinweis: Wir alle kennen die Schilder, auf denen jede Kleinstadt am Ortseingang vermeldet, mit welchen europäischen Städten sie partnerschaftlich verbunden ist. Deutschland präsentiert sich damit sichtbar als Teil Europas – und offenbar zeigt diese geballte Performance Wirkung.

Mir war diese Wirkung Anlass, über etwas nachzudenken, das ich „Europäisierung der Nationalgeschichten“ nennen möchte. Lässt sich die Wahrnehmung Deutschlands – aber auch anderer Länder – als Teil Europas in die Vergangenheit übertragen? Können wir nationale Geschichten „europäisieren“? Und gesetzt den Fall, wir könnten – sollen wir? Was würden wir gewinnen, was verlieren? Das sind die Fragen, die sich hinter dem Titel-Kürzel „Europäische Geschichte“ verbergen.

Denjenigen, die nun enttäuscht sind, weil sie ganz andere, ausgreifendere Fragen und Perspektiven erwartet haben, geht es wie Schillers Zuhörern vor zweihundert Jahren. Sie waren zu Hunderten in seine Antrittsvorlesung gekommen, man musste in einen größeren Saal umziehen, es war ein Riesenevent – aber anschließend blieben sie weg, zu Schillers Bestürzung.

Es gab damals noch keine Lehrevaluationen, und so wissen wir nicht, warum die Studenten fernblieben. Möglicherweise fühlten sie sich getäuscht – denn Schiller las genauegenommen nicht über Universalgeschichte, sondern über die Geschichte Europas. Zwar erwähnte er auch andere Kontinente, Afrika, Asien und Amerika. Doch reservierte er ihren Bevölkerungen den Status von „Kindern“, die um den „Erwachsenen“ – das ist Europa – „herumstehen und durch ihr Beispiel ihm in Erinnerung bringen, was er selbst vormals gewesen und wovon er ausgegangen ist“. Im Sinne der damals beliebten Stadientheorie passte Schiller dieses Bild in ein Fortschrittsmodell ein, das beim Europäer des „menschlichen Jahrhunderts“ endete. Hierauf richtete sich sein eigentliches Interesse.

Ein ähnlicher Regress steckt auch in meinem Ansatz, der europäische und nationale Geschichte eng verkoppelt. Warum das? Schließlich ist in den letzten Jahren, nicht nur in Deutschland, scharfe Kritik geübt worden an den Verengungen nationaler Geschichtsschreibung, und dies völlig zu Recht. Nationalgeschichte betreibt eine selbstverliebte Nabelschau, die dem Globalisierungstrend der Jetztzeit zuwiderläuft; sie hat, selbst wenn ihre Autoren nicht Treitschke heißen, etwas Teleologisches an sich; sie sitzt dem Mythos monadischer Abgeschlossenheit einzelner Nationen auf. Das ist alles richtig – aber wo liegt die Alternative? Selbst global denkende Historiker können nicht von der Tatsache absehen, dass Nationalstaaten sich im Europa des 19. und frühen 20. Jahrhunderts als machtvolle Spieler etablierten und überaus erfolgreich darin waren, ihre Bürger hinter sich zu scharen. Hier irrte Schiller, wenn er aus der Perspektive des späten 18. Jahrhunderts schwärmte: „Die Schranken sind durchbrochen, welche Staaten und Nationen in feindseligem Egoismus absonderten. Alle denkenden Köpfe verknüpft jetzt ein weltbürgerliches Band.“ Drei Jahre später schon begann der große Krieg, der über zwanzig Jahre lang

wütete und, in Schüben, fast alle europäische Staaten (und viele außereuropäische Gebiete) erfasste. Zu seinen Ergebnissen gehörte der Aufschwung nationaler Bewegungen, die den Prozess der „Absonderung“ dauerhaft verstärkten.

Schillers Prognose war also falsch – das übliche Schicksal unserer Profession. Anstatt dass sich die „europäische Staatengesellschaft in eine große Familie verwandelte“, erhöhte sich der Konfliktpegel dramatisch. Mehr noch: Der „feindselige Egoismus“, den Schiller für abgelebt erklärt hatte, erfasste nunmehr ganze Bevölkerungen, nicht nur die Staatenlenker und ihre grauen Eminenzen. Historiker haben diesen Nationalisierungsprozess detailliert nachgezeichnet. Sie haben seine Trägergruppen und Medien erforscht, sie haben seine institutionellen und symbolischen Formen untersucht, und sie haben Widerstände und Unebenheiten beleuchtet. Im Ergebnis zeigt sich ein durchaus nicht einliniger, vielfach gebrochener Vorgang, in den immense Energien investiert wurden, der viele Gewinner, aber auch gravierende Verlierer hatte und der sich in George Mosses Begriff von der „Nationalisierung der Massen“ nach wie vor treffend zusammenfassen lässt. An diesem Faktum können und dürfen Historiker nicht vorbeigehen; es ist nach wie vor wirkmächtig, auch wenn Erosionstendenzen nicht zu verkennen sind. Nationalstaaten stiften auch heute noch wichtige Identifikationen, sie garantieren Bürgerrechte und Ansprüche, verteilen Pflichten und binden Loyalitäten. Das mag man beklagen – daran vorbeigehen kann man nicht.

Deshalb ist auch eine Geschichtsschreibung, die sich an nationalen Themen und Problemen abarbeitet, unverzichtbar. Solange Historiker auf ein außerprofessionelles Publikum Wert legen, solange sie sich in den alltäglichen Kampf um und mit Geschichte einmischen wollen, können sie die nationale Perspektive nicht einfach *ad acta* legen. Das erlaubt ihnen weder das hiesige noch das auswärtige Publikum. Aber selbstverständlich sollen sie diese Perspektive nicht unkritisch und affirmativ bedienen. Man kann nationale Geschichte anders betreiben als losgelöst und selbstbezüglich. Dafür stehen mehrere Verfahren bereit:

- das Verfahren des Vergleichs
- das Verfahren der Einbettung
- das Verfahren der Beziehungsgeschichte.

Den Vergleich hat Marc Bloch seinen Historikerkollegen bereits 1928 ans Herz gelegt, um ihre Zusammenhangsbehauptungen zu testen. Seither ist er oft angemahnt worden, seltener angewandt. Trotzdem sind vorzügliche Untersuchungen entstanden, vor allem in Deutschland, Frankreich und Großbritannien. Historiker haben sich meist damit begnügt, einzelne Phänomene – wie etwa die Geschichte nationaler Denkmäler, die Entstehung der

Gewerkschaftsbewegung oder die Entwicklung von Erziehungspraktiken – zu vergleichen; Soziologen gehen notorisch unbekümmerter mit der störenden Empirie um und wagen einen gesamtgesellschaftlichen Zugriff. Das Spezifische nationaler Entwicklungen ist auf diese Weise gut herausgearbeitet worden – ohne dass jedoch die nationale Perspektive grundsätzliche Erweiterungen erfahren hätte.

Das zweite Verfahren – nennen wir es Einbettung – geht anders vor. Es untersucht allgemeine Entwicklungen – wie etwa Industrialisierung, Urbanisierung, die Ausformung von Klassenstrukturen oder Familienbeziehungen, den Formwandel politischer Herrschaft – und verfolgt sie in ihren nationalspezifischen Ausprägungen. Auf diese Weise webt sich die Nationalgeschichte in einen europäischen Teppich ein, in dem sie, um im Bild zu bleiben, charakteristische Wölbungen und Schattierungen hinterlässt. Der Fadenverlauf ist jedoch gleichgerichtet; lediglich die Stärke und Farbtonung des Garns mag sich unterscheiden. Dieses Verfahren wendet ein Großteil der Werke an, die in den letzten Jahren zur europäischen Geschichte erschienen sind (sofern sie nicht dem additiven Muster folgen). Amerikanische Studenten lieben es, denn sie bekommen „Europe in a nutshell“ serviert mit ein paar unabdingbaren nationalen Ausbuchtungen (French Revolution, British Imperialism, German Nazis).

Dagegen ist nichts einzuwenden – außer dass ein solches Strickmuster viele Maschen fallen lässt. Es macht die großflächigen Strukturen und Prozesse zu Akteuren und es ersetzt das nationale Territorium durch einen diffusen, meist geographisch bestimmten europäischen Raum. Was dabei verloren geht, sind der Handlungshorizont und die Handlungsmotivation der Menschen – was verloren geht, sind ihre Erfahrungen und Erwartungen, ihre Beziehungen und Bindungen, ihr vielfältiges Verknüpftsein mit Institutionen und Wertideen.

Ebendiese nicht unwichtige Dimension sozialer Systeme und sozialen Wandels rückt in der dritten Version einer „europäischen“ Dimension in den Mittelpunkt. Ihr geht es darum, das Beziehungsnetz zu rekonstruieren, das Europäer untereinander gesponnen haben. Was ist damit gemeint?

Ich habe anfangs gegen Schillers kosmopolitischen Optimismus argumentiert – er lag mit seiner Hoffnung, dass sich die Hausgenossen der großen europäischen Staatenfamilie fortan zwar anfeinden, aber „nicht mehr zerfleischen“ könnten, offenkundig falsch. Aber Schiller hat auch vieles richtig gesehen, zum Beispiel die „Innigkeit“ und „Kunst“, mit der die Staaten „ineinander verschlungen“ waren. Er kommentierte das nicht weiter – doch wir können es als Hinweis auf die engen Beziehungen lesen, die die europäischen Staaten

untereinander pflegten. Solche Beziehungen sind aus der frühen Neuzeit wohl bekannt und reduzierten sich nicht auf Kontakte zwischen Herrscherhäusern. Sie erstreckten sich auch auf die gelehrte Elite und auf große Handelshäuser, auf adlige Touristen und ihre bürgerlichen Begleiter, auf wandernde Handwerksgesellen, Pilger und angeworbene Spezialisten in zivilen und militärischen Berufen.

Das nationalstaatliche 19. Jahrhundert setzt diese Kontakte auf hohem Niveau fort – und macht sie inklusiver. Die Begegnungen der Monarchen und Staatsmänner finden immer häufiger statt, und ihr Publikum wird größer. Der Austausch von Waren und Dienstleistungen nimmt exponentiell zu, die europäischen Staaten sind und bleiben füreinander die wichtigsten Handelspartner. Transnationale Kommunikation auf politischem, ökonomischem und kulturellem Gebiet erreicht im 19. und frühen 20. Jahrhundert eine Intensität, von der Schiller nur träumen konnte.

Lassen Sie mich Beispiele anführen. Mein erstes sind – Kriege. Kriege sind zwischenstaatliche Ereignisse ersten Ranges, und als solche werden sie von Historikern der Außenpolitik auch gewürdigt. Historiker der Innenpolitik haben sie unter dem Gesichtspunkt der Nationalstaatsbildung untersucht oder mit Blick auf die gesellschaftlichen und politischen Verwerfungen, die sie in einem Nationalstaat auslösten oder beschleunigten. Vollständig abwesend aber sind Kriege als transnationale Erlebnisräume. Das klingt pompös und bizarr. Doch für die meisten Soldaten – im 19. Jahrhundert bereits durchweg, außer in Großbritannien, Wehrpflichtige und damit „ganz normale Männer“ – boten Kriege eine wenn auch meist nicht gerade willkommene oder ersehnte Gelegenheit, außer Landes zu gehen. Bei vielen hinterließ dies bleibende Erinnerungen. Manche machten sich unentwegt Notizen und begriffen Feldzüge fast als eine Art Bildungsreise; andere schlossen Freundschaften, gingen Liebschaften ein, fanden möglicherweise sogar eine Ehefrau. Einer meiner Studenten erzählte mir neulich seine Familiengeschichte: Sein Urgroßvater war ein französischer Soldat aus Bordeaux, der 1870 in Kriegsgefangenschaft geriet und sein Herz an ein rheinisches Mädchel verlor. Daniels Urgroßvater diente als deutscher Soldat im Ersten Weltkrieg, wurde verwundet und gefangen genommen. In ein Schweizer Rotkreuzkrankenhaus verbracht, lernte er dort eine Einheimische kennen, deren Vater die internierten Deutschen bewachte. Nach seiner Entlassung folgte sie ihm nach Deutschland und wurde seine Frau. Damit ist die Geschichte noch nicht am Ende. Daniels Großvater nämlich zog als Wehrmachtssoldat in den Zweiten Weltkrieg. Er verliebte sich in eine Polin und tauchte in ihrem Dorf unter. Nach dem Krieg heirateten sie und lebten im schlesischen Liegnitz, bevor die Familie 1962 nach Düsseldorf umsiedelte.

Das kommt Ihnen außergewöhnlich vor? Ist es vielleicht auch, was die dichte Generationenreihung angeht. Aber Geschichten kriegsbedingter Bekanntschaften, Freundschaften gar und Familiengründungen sind längst nicht so selten, wie wir glauben. Kriege konnten inmitten all der Not, Gewalt und Zerstörung auch solche Geschichten schreiben und taten es. Was sie für Historiker besonders interessant macht, ist die Tatsache, dass sich die hier gestifteten Beziehungen nicht auf soziale Eliten beschränkten, sondern Männer und Frauen der Mittel- und Unterschichten einschlossen. Wie wir bei den anderen Beispielen sehen werden, waren Angehörige der Elite überaus privilegiert, wenn es darum ging, Europa zu erfahren. Kriege dehnten dieses Privileg auf alle sozialen Klassen und Schichten aus.

Sie taten das allerdings und selbstredend unter Umständen, die weder frei gewählt noch frei gestaltbar waren. Und es ist richtig, zuallererst die destruktiven Elemente dieser Umstände herauszustreichen. Und doch gibt es da auch anderes, sichtbar in wechselseitigen Äußerungen des Respekts, manchmal sogar der Solidarität. „Sie kämpfen wie Löwen“; „Sie sind wie wir“ – solche Bemerkungen sind aus dem Ersten Weltkrieg breit überliefert – obwohl die Propaganda alles tat, um den Gegner zu entmenschlichen und als brutalen Barbaren darzustellen. Dass sie darin nicht hundertprozentig erfolgreich war, bezeugen die Gesten der Mitmenschlichkeit auf dem Schlachtfeld – vom Austausch von Zigaretten bis zu gemeinsamen Weihnachtsfeiern 1914. Aber auch die Veteranentreffen, die in den 1920er und 1930er Jahren stattfanden, können als Beleg dafür herhalten, dass die Kriegserfahrung nicht nur Trennendes beinhaltete. Anknüpfungspunkte vielerlei Art ergaben sich während der Kriegsgefangenschaft. Hier konnten, wie wir gehört haben, transnationale Ehen gestiftet werden, aber auch generationsübergreifende Familienfreundschaften. Selbstverständlich hing der Grad des positiven Engagements von den konkreten Bedingungen ab, unter denen Kriegsgefangene lebten. Doch hat selbst die extreme Gewalt- und Mangelersahrung, die ehemalige Wehrmachtssoldaten in der Sowjetunion erlebten, nicht verhindern können, dass sie mit anderen Vorstellungen von „Land und Leuten“ heimkamen, als sie ausgezogen waren.

Um Missverständnisse auszuschließen, möchte ich noch einmal betonen, dass ich hier nicht das Hohelied des Krieges als völkerverständigendem Erlebnis singe. Es geht mir vielmehr darum, in all dem Zerstörerischen und Vernichtenden, das kriegerische Gewalt gerade hier in Europa angerichtet hat, auch jene kommunikativen Momente zu entdecken, die nationale Feindbilder unterminierten und mentale Grenzziehungen überwandten.

Es fällt uns zweifellos leichter, diese Momente in weniger gewalttätigen Konstellationen aufzuspüren. Und auch davon hat die Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts einiges zu bieten. Denken wir zum Beispiel an die vielfältigen politischen Kontakte zwischen den europäischen Staaten, an die große Zahl internationaler, meist in Europa beheimateter und von Europa ausgehender Organisationen, in denen Staaten, aber auch Nichtregierungsorganisationen kooperierten. Kriege spielten übrigens auch hier eine prominente Rolle; um sie in ihrer wachsenden Zerstörungsgewalt einzuhegen, einigten sich Juristen, Beamte, Militärs und Politiker auf Regeln und Verfahren der Kriegführung und Konfliktdämpfung. Von den Genfer Konventionen bis zu den Haager Schiedsgerichtsverhandlungen und Abrüstungskonferenzen zieht sich eine dichte Kette von Abkommen, an denen die meisten europäischen Staaten (neben einigen Nichteuropäern) federführend beteiligt waren. Interessanterweise waren diese Verhandlungen und Konferenzen nicht auf diplomatische Zirkel begrenzt. Juristen und ihren übernationalen Vereinigungen kam eine tragende, oftmals initiiierende Funktion zu. Eine derart enge Kooperation ist übrigens nicht nur auf dem Feld des Völkerrechts zu beobachten. Die großen Straf- und Privatrechtskodifikationen des 19. und frühen 20. Jahrhunderts beruhten sämtlich auf der genauen Kenntnis und der sorgfältigen Beobachtung dessen, was in anderen Staaten und Rechtskreisen vor sich ging.

Man kann das Panorama mühelos erweitern und die allgemeine Regel aufstellen: Wer immer wann immer eine neue politische Idee umsetzen wollte, schaute sich zuvor bei den europäischen Nachbarn um. Deutsche Sozialpolitiker etwa bereisten seit den 1860er Jahren Großbritannien, Frankreich, die Niederlande, um sich Anregungen für ihr ambitioniertes Versicherungsprogramm zu holen. Sie organisierten übernationale Konferenzen, auf denen Praktiker und Theoretiker über die Vor- und Nachteile bestimmter Systeme diskutierten. Man nahm einander nicht nur zur Kenntnis, sondern man wollte von den Erfolgen und Misserfolgen der anderen lernen. Ein solches wechselseitiges Vergleichen und Beobachten fand nicht nur in der Innen- und Rechtspolitik statt, sondern auch, vielleicht überraschender, in der Militär- und Kolonialpolitik. Militärzeitschriften waren voll von Informationen über die Waffen- und Rekrutierungssysteme der anderen; Kolonialkonferenzen stellten „best practices“ in Verwaltung, Erziehung und Infrastrukturpolitik zur europaweiten Diskussion. Auch hier gilt, dass dies nicht nur das Geschäft professioneller Diplomaten und Außenpolitiker war, sondern breitere Expertengruppen einschloss.

Vollends vernetzt und transnational in Bewegung war das Personal des höheren Bildungswesens. Seit ihrer Gründung stellten Universitäten einen zentralen Ort europäischer

Kommunikation dar; und obwohl man seit der frühen Neuzeit einen Prozess der „Nationalisierung“ feststellen kann (mit einem Höhepunkt um 1800), konnten sich viele Institutionen als Drehscheiben internationaler politischer und gesellschaftlicher Elitenbegegnung behaupten. Das 19. Jahrhundert stärkte einerseits die nationale Funktion der Universität und machte sie zu einem Aushängeschild der eigenen Leistungsfähigkeit. Andererseits betonte es den kosmopolitischen Charakter von Wissenschaft, der sich in einer Vielzahl studentischer und professoraler Austauschprozesse dokumentierte. Vor allem die Universitäten Deutschlands, Belgiens, Frankreichs und der Schweiz zogen Tausende ausländischer Studierender an, darunter viele Osteuropäer und eine wachsende Gruppe von Amerikanern. Auch die Mobilität von Professoren war beachtlich; fast ein Fünftel aller Berliner Professoren hielt im Kaiserreich Vorträge im Ausland (unter ihren Pariser Kollegen lag der Anteil bei knapp neun Prozent). Sicher waren nicht alle so begehrt wie Hermann Helmholtz, der sich vor Einladungen kaum retten konnte und dessen Haus, wie seine Frau Anna berichtete, von Besuchern aus allen Teilen Europas und Nordamerika förmlich belagert war. Nicht dass Anna Helmholtz dies missfallen hätte – allenfalls beklagte sie die sprichwörtliche Schweigsamkeit der Naturwissenschaftler, die ihr ihre Rolle als Gastgeberin, die die Konversation in Gang halten musste, oft nicht leicht machte.

Anna Helmholtz war übrigens selber eine erfahrene Europäerin. Als Professorentochter hatte sie ein französisches Internat besucht und anschließend mehrere Monate bei ihrer Tante in Paris verbracht. Auch in England kannte sie sich gut aus. Sie teilte diese kosmopolitische Erziehung mit vielen Mädchen und Frauen ihrer Generation. In bürgerlichen Familien wurde es zunehmend üblich, die Töchter entweder auf Schulen oder zu befreundeten Familien ins Ausland zu geben; transnationale Ehen waren nicht selten die Folge. Auch Söhne waren in dieses Netz eingesponnen. Ein turnusmäßiger Auslandsaufenthalt sollte ihnen fremde Sprachen und Lebensformen nahe bringen. Aber selbstverständlich sollten sie sich auch ökonomische Kenntnisse aneignen und, sofern sie aus besitzbürgerlichen Familien stammten, geschäftliche Verbindungen stabilisieren. Hans Fürstenberg, der Sohn eines Berliner Bankiers, ergänzte seine Lehrjahre durch Aufenthalte in London und Paris; das geplante dritte Jahr in New York fiel dem Ersten Weltkrieg zum Opfer. Nach dem Krieg heiratete er eine russische Emigrantin und setzte damit eine Familientradition fort. Der Urgroßvater meines Mannes, von Beruf Textilfabrikant, verbrachte seine Lehrzeit in England, traf dort seine zukünftige Frau und kehrte mit ihr und einer Riesenmitgift heim nach Sachsen. Zwei seiner Kinder zog es zurück auf die Insel. Andere Zweige

der Familie pflegten vielfältige Kontakte nach Frankreich, und mein Schwiegervater traf seine Studienfreunde in den 1920er Jahren in Paris und Genf.

Die ökonomischen und akademischen Eliten Europas waren folglich eng miteinander verbunden. *Commercium* und *connubium*, aber auch ein transnationaler hochkultureller Kanon stifteten Gemeinsamkeiten und Vertrautheit. Ebenso wie Künstler zwischen den einzelnen Ländern hin- und herzogen und sich wechselseitig beeinflussten, wurden ihre Werke von einem europäischen Publikum rezipiert und goutiert. Literatur wurde rasch übersetzt, Musik brauchte diese Übersetzung ebenso wenig wie Architektur, Bild und Skulptur. Kulturelle Interessen standen auch hinter dem wachsenden Bildungstourismus, der sich im 19. Jahrhundert entwickelte und immer größere soziale Gruppen einschloss. Kunstausstellungen erwiesen sich, ähnlich wie heute, als Publikumsmagneten, ebenso wie die immer beliebter und gigantischer werdenden Weltausstellungen.

Nun mag man, gerade auch im Lichte des modernen Massentourismus, skeptisch sein, was die Folgen dieser grenzüberschreitenden Mobilität angeht. Friedrich Naumann, der 1900 nach Paris gereist war, schrieb noch emphatisch, solche Begegnungen beförderten gegenseitige Kenntnis und Respekt und überbrückten den Abgrund von Unwissenheit und Misstrauen zwischen den Nationen. Wir wissen heute, dass selbst die starken kulturellen, sozialen und wirtschaftlichen Austauschbeziehungen zwischen den europäischen Mittel- und Oberschichten den Ausbruch des Ersten Weltkriegs nicht verhindert haben.

Doch ist das nicht die Perspektive, unter der ich europäische Geschichte als Geschichte transnationaler Kommunikation betrachten und schreiben würde. Es geht nicht darum, eine „harmonische“ Beziehungsgeschichte gegen eine apokalyptische Trennungsgeschichte auszuspielen. Vielmehr gehört zur positiven Seite der Begegnung, der Aneignung des Fremden immer auch die negative Seite der Abgrenzung, der Ausgrenzung, der Stereotypisierung. Die Geschichte der innereuropäischen Migration, aber auch des Antisemitismus liefert dafür viele Beispiele, die in das Koordinatenkreuz transnationaler Beziehungen fest eingepasst gehören.

Aber wozu soll das alles überhaupt gut sein? Zu welchem Ende studieren wir solche Beziehungen, und welche Einsichten können wir erwarten? Dazu drei Antworten:

– Eine europäische Geschichte, die transnationale Kommunikation in den Mittelpunkt stellt, erlöst die Nationalgeschichtsschreibung von ihrem nach innen gerichteten Blick, ohne die nationale Perspektive *ad acta* zu legen. Sie erlaubt es, nationale Akteure in ihrem internationalen Bewegungsfeld zu betrachten und wechselseitige Einflüsse zur Kenntnis zu nehmen. Aber sie tut noch mehr: Sie lenkt die Aufmerksamkeit vom Zentrum weg, in

die topographischen „Kontaktzonen“ von Nationalstaaten, in Grenzregionen. Das Rheinland, die Bodenseeregion, das Saarland, Hamburg, Oberschlesien, um nur ein paar deutsche oder ehemals deutsche Gebiete zu nennen, waren seit jeher wesentlich außenorientierter als jene Kerne, in denen Geschichte angeblich gemacht wird. Das Europa der Regionen, von der EU 1987 institutionell anerkannt, hat eine ehrwürdige Tradition, und die Euregios sind in der Regel Kontaktzonen langer Dauer. Auf die in diesen Zonen gelebte Transnationalität – auch in ihren konflikthaftern Anteilen – Acht zu geben würde die Geschichtsschreibung sowohl dezentralisieren als auch denationalisieren.

– Es würde – zweitens – dazu beitragen, die Geschichte europäischer Integration nach 1945 anders zu schreiben, als dies bisher getan wird. Legionen von Sozial- und Politikwissenschaftlern beschäftigen sich seit geraumer Zeit damit, das Institutionengefüge der EU und ihrer Vorläufer zu analysieren; Historiker steuern Hinweise auf die Europabewegungen der 1920er Jahre bei und rekonstruieren die Weltbilder der frühen Europapolitiker. Im Großen und Ganzen summiert sich das zu dem Bild des Phönix, der, von den USA ermutigt, aus der Asche des Zweiten Weltkriegs steigt und im Schatten des Kalten Krieges seinen Flug beginnt. Aber: So richtig es ist, dass die Montanunion 1951 ein neues Kapitel europäischer Geschichte aufgeschlagen hat, so falsch wäre es zu vergessen, dass sie damit auch Traditionen fortsetzte. Bereits vor dem Ersten Weltkrieg hatten französische, belgische, luxemburgische und deutsche Stahlindustrielle eng miteinander kooperiert; nimmt man Italien als Hauptlieferant von Arbeitskräften mit hinzu, hat man fast schon alle Vertragspartner von 1951 und 1957 am Tisch. Das heißt nicht, die innovativen Ansätze der 50er Jahre gering zu schätzen. Doch erst, wenn die früheren Kooperationsbeziehungen, die lange Geschichte transnationaler Bindungen einbezogen werden, lässt sich das Neue und dauerhaft Erfolgreiche hinreichend würdigen und in seinen Bedingungen erklären.

– Was aber hat das alles mit „europäischer Geschichte“ zu tun, die der Titel dieses Vortrages so vollmundig versprochen hat? Mit Verlaub und Bescheidenheit: Es könnte ein erster Schritt sein – ein Schritt hin zu einer europäischen Geschichte, die mehr ist als die Addition oder der Vergleich von Nationalgeschichten, aber auch mehr als ein menschenleeres Exerzierfeld länderübergreifender Prozesse und Strukturen. Und mehr als der Raum, in dem sich die europäische Idee, der europäische Geist, die europäische Identität oder wie immer das heißen mag entfaltet. Als Historikerin halte ich wenig von den hochtönenden philosophisch-literarischen Versuchen, Europa über seine ideelle Substanz zu definieren. Ich halte auch wenig von einer Brüsseler Rhetorik, die seit einigen Jahren das gemeinsame kulturelle Erbe Europas beschwört und damit zwischen Strukturhistorie und Mythenbil-

dung hin- und herschwankt. Es ist nicht die Aufgabe von Historikern, sich an solchen Mythenbildungen zu beteiligen. Aber es könnte – und sollte, meine ich – ihre Aufgabe sein, die Suche nach einer europäischen Identität, wie sie derzeit stattfindet, kritisch zu begleiten. Was heißt das? Es heißt nicht nur, die kulturelle Identitätskonstruktion Europas als empirisch haltlos und luftig-teleologisch zu kritisieren. Es heißt auch und vielmehr, die Kritik ins Konstruktive zu wenden und nach denjenigen Erfahrungen Ausschau zu halten, die Europäer im Guten wie im Bösen miteinander verbunden haben. Wenn wir Geschichten europäischer Begegnungen erzählen können, wenn wir transnationale Kontaktzonen, Transferbeziehungen, Kommunikationsflüsse identifizieren können, hätten wir tatsächlich etwas in der Hand, mit dem wir Europa weiterbauen können – Europa nicht als Idee, sondern als Ort, an dem Menschen miteinander, über nationale Grenzen hinweg, Erfahrungen machen und miteinander lernen. In einer solcherart konzipierten europäischen Geschichte geht es um Freundschaften, die den Keim von Feindschaften in sich tragen, und umgekehrt; es geht um Lern- und Aneignungsprozesse, die zugleich Abwehr und Stereotypenbildung einschließen; es geht um bi- und multilateralen Austausch mit samt seinen Verdichtungen und Asymmetrien. Diese Geschichte kann und muss man von vielen verschiedenen Sehepunkten her erzählen, und sie wird so vielstimmig ausfallen, wie Europa stets gewesen ist. Sie wird aus der Perspektive finnischer Kaufleute anders aussehen als aus dem Blickwinkel sardischer Olivenbauern.

Mir fallen mehrere Einwände ein, die sich gegen einen solchen Ansatz richten ließen:

– Er ist zu deskriptiv. Dem wäre zu entgegenen, dass die Rekonstruktion transnationaler Kommunikation selbstverständlich von Fragen nach dem Verhältnis von Struktur und Handlung angeleitet werden muss. Die Identifizierung von Trägergruppen etwa und die Untersuchung ihrer Beweggründe, aber auch ihrer Hemmnisse und Widerstände wären ein analytisches Instrument, mit dessen Hilfe vergleichende, generalisierende Aussagen über Bedingungen und Möglichkeiten, über push- und pull-Faktoren von Transnationalität getroffen werden können. Und selbstverständlich geht es auch darum, die Reichweite und Folgen jener Kommunikation zu ermessen und abzuwägen, ihre Anschlussfähigkeit, aber auch ihre Schattenseiten auszuloten.

– Der Ansatz ist zu sozialgeschichtlich, er lässt die Rolle Europas als gedachter Ordnung, als organisationsfähiger Idee außer Acht. Das tut er nicht, aber er reduziert diese in der momentanen Debatte überpointierte Dimension auf ihr historisch nachprüfbares Maß. Natürlich kann ich wunderbare Geschichten erzählen von der Bedeutung, die „Europa“ gerade für diejenigen Gruppen oder Regionen gehabt hat, die sich in einer nationalen oder

religiösen oder ethnischen Minderheitenposition sahen. Amos Oz hat in seinem jüngsten Roman sehr schön von den Juden als den einzigen wirklichen Europäern der Zwischenkriegszeit geschrieben. Sehr schön und eindrücklich – aber erstens nicht korrekt, denn es gab noch andere, und zweitens kaum fassbar, denn diese Europa-Identifikation war träumerisch und jeder Organisation abhold. Wie gesagt – ich will Europa nicht als Idee rekonstruieren, sondern als Erfahrung und Interesse, und dafür sind beispielsweise ideengeleitete, europaweit operierende soziale Bewegungen wie Zionismus, Sozialismus, Feminismus oder Pazifismus aussagekräftiger.

– Der Ansatz entsorgt die Nationalgeschichte, er entkleidet sie ihrer Eigentümlichkeiten, gerade auch ihrer schrecklichen Eigentümlichkeiten, wie sie etwa die deutsche Geschichte der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts kennzeichnen. Was sagt uns denn die Information, dass die Zahl internationaler Konferenzen und Kongresse während der Nazizeit massiv anstieg und ausländische Touristen häufiger als je zuvor ins Land kamen? Leistet sie nicht einer „Normalisierung“ Vorschub, die den Blick weg lenkt von den Katastrophen, die sich gleichzeitig anbahnten? Der Einwand ist, denke ich, gewichtig, aber nicht unbedingt stimmig. Denn zur transnationalen Geschichte der Nazizeit gehört eben auch die Beobachtung, dass die Zahl ausländischer Studierender dramatisch zurückging. Selbst mit Blick auf den Holocaust kommt eine Europäisierung der Perspektive, wie sie im Übrigen derzeit bereits am Werke ist, keiner Entschuldung Deutschlands gleich: An deutscher Urheberschaft und Verantwortung besteht auch nicht der Hauch eines Zweifels.

– Der Ansatz trennt Europa ab von seinen globalen Bindungen und reproduziert es als Festung, die sich ihrer eigenen freiheitlichen Identität versichert, um andere umso nachhaltiger auszuschließen. Dieser Verdacht ist nicht unberechtigt, aber er lässt sich konstruktiv wenden und integrieren, indem die außereuropäischen Beziehungen kontrastiv untersucht werden – kontrastiv zu den innereuropäischen Netzwerken, kontrastiv aber auch als Erfahrungsraum für europäische Identifikationen.